

Monika Spiss, Kaplan Bonetti Sozialwerke Dornbirn:

Wir haben in den letzten beiden Jahren viel gelesen und gehört über diese Menschen, ich möchte heute abseits des politischen Parketts über die Situation dieser Menschen berichten.

Es wird oft über Armutsmigranten und Notreisende gesprochen, meist sehr emotional, wer aber sind die Menschen, die zu uns kommen, was sind ihre Motive, sich auf den Weg zu machen, und wie geht es ihnen?

Zuerst einmal haben alle Menschen das Bedürfnis nach ausreichend Nahrung, dem Schutz vor Witterung und Kälte, also einem Dach über dem Kopf, gesundheitlicher Versorgung und der Teilhabe am gesellschaftlichen Leben. Notreisende können sich dieser Grundlagen in ihren Herkunftsländern nicht sicher sein, oder leben schon seit langem in sehr schwierigen Verhältnissen. In Europa sind weit nicht alle Staaten mit einem ausreichend funktionierendem Sozialsystem ausgestattet, und es gibt auch auf unserem Kontinent eine lange Geschichte der Ausgrenzung von Minderheiten.

Die Familien oder Teile davon machen sich auf den Weg, um Einkommensmöglichkeiten für sich und ihre im Heimatland verbliebenen Familien zu suchen, um sich über Wasser zu halten.

Dies ist eine ganz normale Reaktion.

In früheren Jahrhunderten gab es auch aus Vorarlberg aufgrund von Armut große Ausreisewellen oder Armutswanderungen.

Denken wir nur an Dreizehnlinden oder die Schwabenkinder.

Wir leben heute in einem Europa der offenen Grenzen, nicht nur für den Warenverkehr, auch für die Menschen.

Unsere Wirtschaft und auch unser Gesundheitssystem profitiert von diesen Möglichkeiten, in ihren Herkunftsländern gut ausgebildete Leute kommen, die wir dringend brauchen.

Auch sie kommen oft, weil sie sich bessere Einkommensmöglichkeiten oder neue Perspektiven versprechen.

Genauso nutzen auch Menschen am gesellschaftlichen Rand diese Möglichkeiten und versuchen ihr Glück – zu verlieren gibt es nichts.

Menschen aus der Slowakei, aus Rumänien, Kroatien und sogar aus Italien. Für uns sind sie im Alltag oft nicht erkennbar.

Diese Menschen sind auf der Suche nach Arbeit oft monatelang quer durch Europa unterwegs – mit oder ohne ihre Familien.

Innerhalb von Europa sind alle Sozialleistungen für fremde EU Bürger an Arbeit gebunden, ohne Arbeitsplatz zu sein heißt auch meist ohne Unterkunft und ohne medizinische Grundversorgung zu sein, heißt, nicht zu wissen, wo ich

meine Kinder waschen soll, wenn ich im Freien nächtige, Gefahr zu laufen, eine Strafe zu bekommen, erst mal betteln zu müssen.

Ca. die Hälfte der Armutsreisenden im Land sind rumänische Roma.

Ein Teil von ihnen kommt aus Südrumänien.

Sie sind es, die uns auf unseren Straßen, vor der Haustüre oder vor den Kirchen auffallen.

Die Frauen tragen lange Röcke, oft aus farbigem Samt, hohe Schuhe und flechten meist ihre Haare zu Zöpfen.

Sie sind es auch, die unsere Emotionen am meisten ansprechen, positiv wie negativ.

Sie sind eben Zigeuner, und zeigen das auch, nicht ohne gewissen Stolz.

Zigeuner, so hören wir, sind verschlagene Gestalten, beuten uns aus, sie essen gar Hunde und entführen kleine Kinder.

Sie sind Nomaden, wohnen in Zelten, und schicken das erbettelte Geld an Hintermänner, die sich goldene Paläste bauen.

Sie spielen Krankheiten vor, drücken auf die Tränendrüse und verfluchen uns im nächsten Moment.

Das alles lernen sie in Ausbildungstätten in ihren Herkunftsländern und werden anschließend im Mercedes zum Betteln gebracht.

Diese Liste könnte beliebig weitergeführt werden – alle diese Zuschreibungen sind nicht neu, sie gibt es seit Jahrhunderten und sie halten sich hartnäckig – wider jedes bessere Wissen.

Wie ist die Situation aber wirklich und was bedeutet diese Stigmatisierung für die Menschen selbst?

Armut bedeutet für jeden Menschen eine große Belastung.

Vor allem Angst um die Kinder.

Sich der wirtschaftlichen Verhältnisse nicht sicher sein zu können, kann auch heißen, manchmal nichts zu essen zu haben, sich nicht ausreichend kleiden zu können, nicht in die Zukunft planen zu können.

Armut bedeutet in der heutigen Zeit, nicht am gesellschaftlichen Leben teilhaben zu können.

Schon in einem funktionierendem Sozialsystem, wie es es in Österreich gibt, ist dies ein schwieriges Leben.

In andern Ländern Europas gibt es diese Systeme wie schon erwähnt, nicht überall in ausreichendem Maß.

Und gerade dort ist es auch mit der Möglichkeit, Arbeit zu finden, von der man auch leben kann, nicht weit her.

Es bleibt den Menschen gar nichts anderes übrig, als sich auf den Weg zu machen, um für sich und ihre Familie zu sorgen.

Im Märchen ist übrigens meist der, der sich aufmacht, sein Glück zu suchen, der Held.

An den Rand gedrängt oder ganz ausgeschlossen sind die Roma aber schon sehr lange, über die ihnen zugeschriebenen Attribute haben wir schon gesprochen.

Für eine „verstoßene“ Gruppe gibt es immer zwei Möglichkeiten: ich entscheide mich für die Mehrheitsgesellschaft und gebe gleichzeitig einen Teil meiner Identität auf, das bedeutet auch oft, meine Herkunft zu verleugnen, oder ich entscheide mich dagegen.

Wo aber finde ich meine Sicherheit, meine Teilhabe, meine begrenzten Möglichkeiten, mich zu entwickeln?

In meiner Familie und der Gruppe, der es so geht wie mir.

Die armutsreisenden Roma – Familien, die bei uns sind, haben gelernt, in ihrer absoluten Armut zu überleben. Die Familie, die Großfamilie, die Gemeinschaft sorgt dafür, dass der Einzelne zu essen hat, wenn auch mal nichts verdient wird, dass Bettelstrafen bezahlt werden können, sorgt für Sicherheit, wenn jemand bedroht wird.

Dieses Auftreten in der großen Gruppe, die uns oft so stört, macht Sinn, und findet aufgrund der Obdachlosigkeit natürlich in der Öffentlichkeit statt.

Das hat aber nichts mit dem Roma – sein, sondern mit der Lebenssituation zu tun, die eben oft mit dem Roma – sein verbunden ist.

Dieser Rückzug in Familien und die eigene Gruppe ist ein Zeichen von lang anhaltender Armut und Ausgrenzung und betrifft nicht nur die Roma dieser Welt.

Wie sieht nun aber der Alltag eines Armutsreisenden bei uns aus?

Was berichten die Betroffenen selbst und wie geht es uns miteinander?

Begonnen hat das Leben hier für fast alle Männer und Frauen mit Betteln.

Die Reaktionen darauf waren anfangs sehr unterschiedlich und mündeten schlussendlich in großen Unmut - von öffentlicher Seite hatte dies in erster Linie die Bestrafung der bettelnden Menschen zur Konsequenz.

Das hat dazu geführt, dass weniger Menschen in den Zentren betteln, dafür mehr Menschen auf der Suche nach Arbeit und Einkommen von Haus zu Haus unterwegs sind.

Die Angst vor Bettelstrafen ist zwar groß, der Druck die Familie über Wasser zu halten aber um ein vielfaches stärker.

Einem Teil der Menschen ist es gelungen, Arbeit und Unterkunft zu finden, die Kinder einzuschulen. Das hat viel mit der Unterstützung von Vorarlbergern zu tun, die jemanden kennen gelernt haben, gegenseitige Sympathie ist

entstanden, der Blickwinkel Aufeinander hat sich verändert, Freundschaften sind entstanden.

Dennoch stoßen Armutsreisende, und gerade die traditionellen Roma, denn sie sind als solche erkennbar, auch bei uns ständig auf gläserne Grenzen. Zu vielen Geschäften wird ihnen der Zutritt verwehrt, sie werden im Blickkontakt gemieden, sind vielen polizeilichen Kontrollen ausgesetzt. Es gibt durchaus auch immer wieder mal Übergriffe und Drohungen, Beschimpfungen.

Viele der Menschen haben gesundheitliche Probleme, durch nicht bestehenden Versicherungsschutz ist der Zugang zum Gesundheitssystem nicht möglich, es kann nur im Notfall behandelt werden.

In den Nächten müssen Obdachlose oft ihre Plätze wechseln, erholsamer Schlaf ist so kaum möglich, gerade die Frauen haben Angst, obdachlose sind der Witterung ausgesetzt.

Die Familien sind zerrissen und oft quer über Europa verteilt, fast täglich gerät ein Familienmitglied irgendwo in Not.

Und nicht zuletzt fällt den Eltern natürlich auch die Trennung von ihren Kindern, die meist bei den Großeltern in Rumänien, oder auch in fremden Familien, denen die Betreuung bezahlt werden muss, natürlich sehr schwer.. Dieser Stress geht an den Menschen nicht spurlos vorbei, es gibt oft große Verzweiflung und auch manchmal Zusammenbrüche.

Ist erst mal Arbeit gefunden, stellt dies gerade die armutsreisenden Roma erneut vor Herausforderungen:

Es kommt auch durchaus immer wieder vor, dass Menschen nicht angemeldet, oder auch, aber gottseidank selten, am ende des Monats kein Geld ausgezahlt wird.

Der weit verbreitete Analphabetismus macht es schwierig eine Arbeitsstelle zu halten, wenn das gelingt, will eine große Familie im Hintergrund mitversorgt werden.

Unter diesem Aspekt ist es auch zu sehen, wenn arbeitende Menschen weiterhin ihre Freizeit mit dem Verkauf von Zeitungen verbringen, oder bettelnd vor der Kirche sitzen.

Das hat nichts mit einem angeborenen Bettelinstinkt der Roma zu tun, um es etwas härter auszudrücken.

Was können aber wir selbst tun?

In vielen Mitmenschen wecken bettelnde, zeitungsverkaufende, um Arbeit bittende Armutsreisende ein ganzes Feuerwerk unterschiedlicher Gefühle, die sie überfordern.

Mitleid, Misstrauen, Abneigung.

Oft ist es leichter, sich durch eine Spende von diesen Gefühle freizukaufen.

Wenn ich aber in Folge immer wieder um Unterstützung gebeten wird, entsteht bei manchen Menschen Druck und daraus auch Wut.

Darin liegt aber auch eine Chance. Ich kann lernen mich damit auseinandersetzen, zu spüren, wo meine Grenzen liegen und diese auch zu vermitteln.

Diese Fähigkeit wird mich auch in anderen Lebenslagen unterstützen.

Das Wichtigste, das wir tun können, ist unsere Augen und Herzen zu öffnen, unsere Ängste mal beiseite zu lassen und die Bittende oder den Bittenden mal anders zu betrachten.

Als einen Menschen, wir selbst einer sind, mit denselben Gefühlen, Talenten und Fehlern, wie wir sie eben alle haben.

Als Mutter, die ihre Kinder liebt, so, wie wir anderen Mütter unsere Kinder auch lieben.

Als Vater, der für seine Familie sorgen möchte, so wie das auch andern Vätern wichtig ist.

Als Jugendlichen, der eben an Grenzen geht, wie es Jugendliche nun eben mal machen.

Als Fremder in einem fremden Land, der sich auch so fühlt, und erleichtert ist über freundliche Behandlung.

Wir sollten auch daran denken, dass wir alle nur ein Leben auf dieser Erde haben, machen wir also ein anderes nicht noch schwieriger, als es ohnehin schon ist.

In der goldenen Regel der Bergpredigt steht:

Von den zwei Wegen: 7,13-14

Geht durch das enge Tor! Denn das Tor ist weit, das ins Verderben führt, und der Weg dahin ist breit und viele gehen auf ihm.

Aber das Tor, das zum Leben führt, ist eng und der Weg dahin ist schmal und nur wenige finden ihn.

Das könnte in diesem Zusammenhang bedeuten:

Marschieren wir nicht mit, auf dem Weg der Ausgrenzung und Abwertung unserer Mitmenschen.

Achten wir auf uns selbst und unsere Gedanken.
Wir können uns auch die Mühe machen, neue Zugänge zu suchen.
Es gibt sie.